

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1916-1917)

Rubrik: Neue Bücher

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



NEUE BÜCHER



DER STARKE MANN, eine schweizerische Offiziersgeschichte von Paul Ilg. Frauenfeld und Leipzig, Huber & Cie., 1917. Broschiert 4 Fr.; gebunden 5 Fr.

Wie Adolf Lenggenhager, Sohn eines Viehhändlers, als schneidiger Kavallerie-leutnant und Instruktor eine vielversprechende Laufbahn beginnt, wie er die stolze Patrizierin Renée Steiger erobert, dann aber mit seiner Familie und noch mehr mit seinem Volke jeden Kontakt verliert, wie er kurz vor dem Siege stürzt und in den Tod gehen muss, das erzählt uns Paul Ilg in einem Roman, der durch die wuchtige Verkürzung der Erzählung (die Dauer der Handlung umfasst kaum vier Monate) und durch die sicheren, großen Linien der Psychologie eine besondere Stelle in der schweizerischen Literatur einnimmt.

Weil der Streber Lenggenhager als *Offizier* steigt und fällt, hat man dem Dichter Antimilitarismus vorgeworfen; in seinem Roman hat man nur eine These sehen wollen, man hat sie verurteilt (oder freudig begrüßt), ohne sich um den wahren Sinn und um den künstlerischen Wert der Darstellung zu kümmern. Das bedeutet ein schweres Unrecht, einen Mangel an literarischer Urteilskraft, der sich nur durch die heutige Vergiftung der Atmosphäre erklären lässt. Der Beruf ist in dieser Geschichte bloß Nebensache; ich kann mir Lenggenhager sehr gut als Bankier, als Politiker vorstellen, mit demselben Ausgang; sein Schicksal hängt nicht vom Kleide ab, das er trägt; es steckt in seiner eitlen Seele „eine sinnvoll schaltende Macht: die Notwendigkeit,“ wie Ilg es in einem kurzen Vorwort ganz deutlich ausspricht.

Adolf Lenggenhager ist ein Streber, dessen Kühnheit ihn selbst und die Anderen betrügt. Er ist nämlich *nicht*

der starke Mann, der er zu sein glaubt. Er strebt nach Macht, nach Reichtum, nach Lebensgenuss, ohne damit irgend einen höheren Gedanken, irgend einen Lebenszweck, der nicht egoistisch wäre, zu verbinden; ihn blendet der inhaltlose Glanz, das Herrschen an sich. Zum Herrschen hat er die physische Kraft, den Wagemut, einen gewissen tierischen Instinkt; es fehlen ihm aber die Bildung, der wahre Geist und ganz besonders die moralische Kraft. Er ist nicht stark, er ist brutal und zugleich unsicher; seine Energie geht stoßweise vorwärts, es fehlt ihm die Ausdauer. Nach jeder größeren Anstrengung folgt bei ihm die Ermattung; er kann stürmen, überrumpeln, kann aber nur durch neue Überraschungen das Eroberte behalten, weil eben seine innerliche Kraft dem Ziel seines Ehrgeizes nicht gewachsen ist. Seine Erfolge sind äußerlich, und sobald das Äußerliche versagt, stürzt er zusammen.

Eigentlich schlecht ist aber dieser Mensch nicht; er ist kein kühl berechnender Mephisto; nicht ohne Wehmut reißt er sich von der Familie los, der er gewiss um etwas überlegen ist; er hat sogar Momente der Ritterlichkeit; ist auch seine Auffassung des Volkes durchaus unschweizerisch und schief, so ist er doch überzeugt; im Grunde empfindet man Mitleid mit ihm, weil er sich selbst betört, ein Opfer der Zeit und des Milieus.

Hierin liegt eben eine andere Qualität des Romans, dass er eine Individualität nicht aus kleinen Nebenumständen, sondern aus einer großen Zeitströmung erklärt. Streber gibt es zwar zu jeder Zeit, in jedem Lande; es gibt aber auch stetig wiederkehrende Perioden der moralischen Anarchie, wo auch Mittelmäßige mitgerissen werden, die sonst bescheiden bei der Scholle blieben. Lenggenhager ist ein

Opfer des brutalen Materialismus der letzten Jahre: Sport, Palace Hotel und Bluff jeder Art. Mit wenigen sicheren Strichen zeigt Paul Ilg, wie auch die Patrizierin Renée Steiger in dieser künstlichen Welt entartet. Überhaupt merkt man dem Dichter an, dass er das wirkliche Leben viel besser kennt, als die meisten unserer Schriftsteller; er hat in die Kulissen geschaut, er hat die bittere Schlechtigkeit an sich selbst erfahren, ohne darin stecken zu bleiben; er ist ein Realist im besten Sinne des Wortes, der aus der Tiefe zum Lichte steigt.

Und ein großzügiger Künstler! Während viele Schweizer Dichter gerne bei der Kleinmalerei verweilen oder dann Einige in die Karikatur einer ihnen fremden Welt verfallen, ist Ilg ein Meister der großen Striche.

Die fünf Kapitel seines Romanes sind nach derselben Methode aufgebaut. Die Vorgeschichte wird nirgends erzählt, sondern an passenden Orten unauffällig und doch kräftig angedeutet. Jedes Kapitel beginnt mit der sicheren Auswahl kleiner Züge, die sich plötzlich zusammenballen, und dann kracht die Lawine ... Was soll man da mehr bewundern: die Fahrt im „Triumphwagen“, mit dem schmählichen Ende, des zweiten Kapitels? oder den Siegesrausch der Liebesszene, mit der bald darauf folgenden Mordtat, des dritten Kapitels? oder endlich die letzte Anspannung aller Kräfte und den Sturz des fünften Kapitels? Es sind die fünf Akte einer Tragödie.

Die Sprache endlich, wenn ich sie beurteilen darf, ist einfach, kernig, dem Stoffe angepasst, und wiederum, in der Abwechslung des Tones, mit Feinheiten, die erst eine zweite Lektüre aufdeckt; durchsichtig und tief, ohne Künsteleien, das ist rechte Kunst.

Was hat nun der Antimilitarismus mit diesem Menschenleben zu tun? Ich bin durchaus ein Gegner aller Thesenliteratur; wenn auch jedes Kunstwerk, ob

bewusst oder unbewusst, eine Wahrheit enthält und also einem Ideale dient, so hat doch die Kunst mit philosophischen oder politischen Diskussionen herzlich wenig zu tun; sie bringt nicht Theorien, sondern ein Erlebnis; das Erlebnis mag nach links oder nach rechts deuten, es mag vieldeutig sein, wie das Leben selbst, das ist Nebensache; Hauptsache bleibt die ewig-menschliche Wahrheit, die unabhängig ist von den zufälligen Verhältnissen, in denen sich jedes Leben bewegt. Der Beruf ist bloß das Kleid, das Menschlich-Wahre ist die Seele. Sobald ein Roman, ein Drama ohne die darin enthaltene „These“ undenkbar ist, d. h. sobald diese These der eigentliche Rückgrat des Werkes ist und den Gang der Handlung bedingt, ... so ist das Werk *künstlerisch* verfehlt, wie interessant es auch in anderer Beziehung sein mag. Besteht aber ein Charakter für sich, unabhängig von den zeitlichen Nebenumständen, kann man sich denselben Charakter auch unter anderen Umständen vorstellen, so ist das Werk gelungen, mag es auch hart gegen bestimmte Dogmen verstoßen. Adolf Lenggenhager ist Kavallerieoffizier; ich habe bereits hervorgehoben, dass er ebensogut Bankier oder Politiker, oder meinetwegen Akademiker sein könnte; die Umstände seines Falles wären andere; seine ehrgeizige, eitle Seele bliebe dieselbe. — Kehren wir aber die Frage um: warum dürfte er kein Offizier sein? Die Literatur hat ihre „Helden“ bereits aus den verschiedensten Berufen entnommen; sie brachte uns gewissenlose Politiker, käufliche Journalisten, marktschreierische Gelehrte; warum sollte ihr die Klasse der Offiziere ein verbotenes Paradies sein, in das man nur mit Lobhymnen eintreten darf?

Man schreibt mir, Ilg habe die „Offiziersehre“ angegriffen. Wirklich? Es hat wohl jeder Beruf seine besonderen Pflichten und daher eine besondere Nüance im Ehrbegriff; so der Arzt, der Anwalt, und nicht zuletzt der Kaufmann;

im Grunde gehen aber all diese Nüancen auf dasselbe zurück, auf die Ehre tout court; und es wäre höchst bedenklich, wenn in unserer Demokratie irgend ein Stand im Ernst eine besondere Ehre beanspruchen wollte. Hat aber Ilg etwa unsere Armee als solche angegriffen? Wenn das der Fall wäre, so hätte ich sein Buch mit keiner Silbe erwähnt, denn mein Ideal bleibt das von R. de Traz in *L'homme dans le rang*. Nein, Ilg hat einfach einen Streber im Offizierskleid beschrieben.. Gibt es etwa in unserem Heere keine Streber? Über ihre Zahl können die Meinungen weit auseinandergehen (für mich ist sie eher gering), aber niemand wird ihre Existenz bestreiten, wie den Schaden, den sie unserem Heere zufügen, und die Tatsache, dass ihnen seit zwei Jahren der Kamm ordentlich geschwollen ist. Wer dem Dichter Ilg einen Angriff auf das Heer als solches unterschiebt, der scheint die Rede des Korpskommandanten (S. 160—168) wenig beachtet zu haben. — In den Nachbarländern sind ganz andere Romane, mit viel schärferer Kritik gegen tiefere Übel im Heere, geschrieben worden; sie haben genützt. Warum sollte es, gerade bei uns, einem Schriftsteller, dessen Tüchtigkeit schon erwiesen ist, verboten sein, einen Instruktor Lenggenghager darzustellen?

Es ist etwas beschämend, ein *solches* Werk gegen *solche* Angriffe verteidigen zu müssen. Steht es wirklich so schlimm mit unserer so vielgerühmten „literarischen Bildung?“ Stecken wir noch so tief in der spießbürgerlichen Unfreiheit? — Nach welcher Seite unsere Sympathien, unsere Überzeugungen auch neigen mögen, halten wir doch an einigen Wahrheiten fest, die höher stehen als alle Stände, als alle Völker und als alle zeitlichen Umstände: die *Wissenschaft* ist international, als Mitarbeit aller Kulturvölker, und frei ist die *Kunst*, deren einzige Aufgabe es ist, das Menschlich-Wahre in angemessener, schöner Form auszudrücken.

Dieser Adolf Lenggenghager, der Streber, der seinem Ehrgeize und seinem Erfolge nicht gewachsen ist, ist er lebendig? Das ist die ganze Frage. Er vegetiert in vielen Seelen, ein Schmarotzer am öffentlichen Wohle. Ein Künstler hat ihn aus der Mittelmäßigkeit des Alltags zu einer lebendigen Individualität gestaltet; der Künstler hat ein redliches Werk getan. BOVET.

MÄRCHEN UND TRÄUME von Felix Beran. Buchschmuck von Suzanne Recordon. Zürich 1916. Verlag: Art. Institut Orell Füßli. Preis geb. 3 Fr.

Ein neues Märchenbuch für unsere Kleinen; wer würde nicht freudig und mit besten Erwartungen darnach greifen und doppelt angenehm überrascht sein, wenn seine Wünsche und Ansprüche wie im vorliegenden Falle vollauf erfüllt und befriedigt werden.

Freilich, ein Wagnis bleibt es immer, neue Märchen zu ersinnen und zu erzählen, haben doch gerade unsere allergrößten Dichtungsmeister aller Zeiten jeweilen in ihren besten poetischen Weihstunden eine der seltenen vollwertigen Früchte aus dem Zaubergarten des kindlichen Phantasieereichs pflücken dürfen. Und doch ist jeder Versuch, unsern klassischen Kindergeschichten ebenbürtige Nachfolger und Weggenossen zu geben, stets wieder des Schweißes der Edlen wert. Mit bewundernswertem Geschick hat es der Märchenonkel Felix Beran verstanden, neben einigen älteren Motiven, denen er dichterische Variationen zuteil werden lässt, auch neue, dem Ideenkreise unserer modernen Zeit angehörige Vorstellungen und Dinge seinen Erzählerzwecken dienstbar zu machen.

Mit Vergnügen lässt sich auch feststellen, dass es dem Verfasser dieser Geschichten meistens gelungen ist, den Ton für das kindliche Verständnis und Empfinden auch in der stilistischen Ausgestaltung seiner Motive richtig zu treffen, ihm eine gewisse spielerische Leichtigkeit und Naivität zu wahren, ohne

dabei ins kindisch Unsinnige oder billig Triviale zu verfallen. Da und dort wäre vielleicht freilich ein noch vorsichtigeres Verfahren im formaltechnischen Sinne empfehlens- und begrüßenswert gewesen; denn manchmal machen sich poetische Gesuchtheiten und Anschauungswerte geltend, die keineswegs mehr der kindlich unbeirrten Empfindungswelt angehören, sondern mehr dem künstlerischen Raffinement des Erwachsenen ihr Dasein verdanken.

Doch sollen diese kleinen Einwände, die lediglich Einzelheiten der Formgebung betreffen, die Verdienste des Verfassers um das Gelingen einer neuzeitlich orientierten Märchensammlung keineswegs beeinträchtigen. Einzelne dieser erfindungsreichen Geschichten, die den köstlichen und launigen Humor der Kinderstube atmen, werden sich in den Herzen ihrer kleinen Leserwelt rasch eine bleibende Stätte erringen, so beispielsweise — um nur einige Treffer herauszugreifen — etwa die schelmische Schulstubenepisode „Ein lustiger Sieg“, die abenteuerliche Mondfahrt des „Ballonfriedel“, und so manches andere, fein ersonnene und munter hingeplauderte Stücklein aus der bunten Fabelwelt der Kinderträume.

Was aber einen weitem, hochwillkommenen Wert des Büchleins ausmacht, das ist der ausgezeichnet gelungene, graziöse künstlerische Buchschmuck der Sammlung. Suzanne Recordon hat ihre liebenswürdig-anmutige Kunst mit bewegten und flott skizzierten Holzschnitten in den Dienst der Märchenillustration gestellt, und der erfreuliche Erfolg, der diesen kostbar klaren und gut disponierten Schwarzweißblättern beschieden sein wird, dürfte ihr zeigen, wie recht sie daran getan hat. Die reizvolle und der textlichen Grundlage feinsinnig und verständnisvoll angepasste Bilderreihe, die mit ersichtlicher Liebe zur Sache durchstudiert, ausgedacht und wiedergegeben ist, löst ihre keineswegs leichte Auf-

gabe mit einer gewissen eleganten Sicherheit und Selbstverständlichkeit. Jedenfalls werden diese wohl gelungenen tüchtigen Illustrationen mit zu der freudigen Aufnahme beitragen, die das anerkanntenswerte Buch in der Kinderstube finden wird, und sie dürfen darum einen nicht unwesentlichen Anteil an dem Lobe, das wir ihm ungescheut zusprechen können, für sich in Anspruch nehmen. Mögen wir der trefflichen Illustrationstechnik Suzanne Recordons bald wieder auf dem gleichen oder einem ähnlichen Gebiete begegnen, denn die Künstlerin hat unstreitig für solche Aufgaben ein hervorragend anpassungsfähiges zeichnerisches Empfinden und in der Ausführung ihrer Kompositionen eine besonders glückliche Hand.

ALFRED SCHAER

WALDVOGELZYTE. Geschichte vom Weim von Josef Reinhart. Bern 1917. Verlag von A. Francke. Preis geb. 4 Fr.

Es ist schon längere Zeit her, dass uns der bekannte Solothurner Dialekt-dichter seine letzte Sammlung von Mundarterzählungen geschenkt hat. Heute legt er uns eine neue, feine Gabe seiner volkstümlich echten und schlichten Darstellungskunst vor, einen Strauß köstlicher Kindheitserinnerungen, auf deren Drucklegung sich die stattliche Gemeinde seiner Leser und Verehrer schon seit langem gefreut hat. Und er hat sie wahrlich nicht enttäuscht! —

Was sind das für kostbar naturwüchsige und lebensvoll geschilderte Geschichten, die Reinhart in dem vorliegenden Dialektbändchen vereinigt hat. Eine wie die andere erfüllt von der erinnerungskräftigen Wahrheit des eigenen jugendlichen Erlebens, wirken sie so unmittelbar frisch und überzeugend auf junge und alte Kinderherzen, als ob wir sie selbst aus dem Schatze der eigenen Vergangenheit emporgezaubert hätten. Und wie prachtvoll klar und lebenswahr, ohne die geringste Zutat dichterischer Beschönigung oder still-

sierter Verfeinerung muten die geschilderten Gestalten und Charaktere, welche die Wege der geschilderten jungen Welt begleiten oder kreuzen, uns an! Es ist eine wahre Freude, sich an diesen einfachen und doch so bedeutsam inhaltreichen Begebenheiten zu ergötzen, von denen uns der Dichter, auf Schritt und Tritt Selbsterlebtes und Selbstgeschautes gebend, in seinem trefflichen Geschichtenbuche zu erzählen weiß. Anschaulich und wirkungsvoll lässt er Bild um Bild vor uns entstehen; reich und eigenartig, bald mit einem leisen Anflug von Humor, bald mit einem sanften Ernst der Lebensauffassung behandelt, entfaltet sich in diesen Erzählungen eine Fülle tiefen menschlichen Verstehens und seelischen Adels, die doch nirgends lehrhaft pädagogisch oder gar aufdringlich tendenziös wird.

Mit einer unnachahmlichen Selbstverständlichkeit und Naturtreue zeichnet Reinhart in seinen köstlichen Episoden aus der Kinderwelt das Gefühls- und Gedankenleben der Jugend und ihr eigenartiges und typisches Verhältnis zu der sie umgebenden Welt der großen Leute, die ihnen als Eltern und Erzieher, als Lehrer und Berater zur Seite stehen. Geschichten wie die vom „Ögerli“ oder vom „Schuehmachersepli“, Gestalten wie „Dr Herr Pfarrer“, oder „Dr Fäldhirt“, Situationen von humorvoll-launiger und doch tieferntst genommener Zwiespältigkeit des Empfindens, wie sie die Erzählungen „My ersti Stadtreis“, „Wien ig e Schuelbueb worde bi“, „Dr Erdbeeribueb“, und „D'Bäsi uf em Summerhöfli“ aufweisen, sind gerade in ihrer unaufdringlichen und zurückhaltenden Art, in der sie vorgetragen und gezeichnet werden, eines bleibenden, unvergesslichen Eindruckes sicher. Ernstere Fragen gesellschaftlicher Natur und nationaler Eigenart streifen die beiden Skizzen „'s Wolfanni und syni Buebe“ und „D' Tante Guvernante“, und auch hier macht

sich das vornehm-sachliche Beherrschen des Stofflichen überaus wohlthuend bemerkbar. Der Dichter kennt und versteht das Leben der Jungen wie der Alten mit all seinen Licht- und Schattenseiten; aber wenn er es schildert und uns von seinen kleinen und großen Ironien etwas vorplaudert, steht er künstlerisch feinfühlig und großdenkend, mehr ein unparteiischer Beobachter als ein strenger Richter, darüber. Und darum bleibt seine Darstellung auch da stets gehalten und friedevoll-versöhnlich, wo er, wie in der wundervollen, größeren Erzählung „Heiligobe“, die das Bändchen wie eine Verheißung künftiger Perlen dieser Art beschließt, das ernste, das Kindergemüt so oft ahnungsvoll umdunkelnde Problem des Sterbens mit in die erschütternd lebenswahre Darstellung des letzten Weihnachtsabends der todkranken Großmutter hineinbezieht. Gerade in der absolut gelungenen Bewältigung derartiger Motive und Situationen bewährt sich, dieses Mal auf dem doppelt heiklen und schwierigen Gebiete mundartlicher Gestaltung, die Meisterschaft und souveräne Technik des Erzählers, der weiß, dass hier jeder Strich zu wenig oder zu viel unweigerlich vom Übel wäre.

Freudig dürfen wir es gestehen und dankbar anerkennen: auch dieses neue Geschichtenbuch des Solothurner Kinder- und Menschenfreundes wird jeder, der es mit offenem Herzen und klaren Sinnen gelesen hat, mit einem Gefühle tiefer Befriedigung aus der Hand legen. Nur eine reiche und ernste Künstlerseele vermag uns mit ihrem Schaffen die buntschillernden und bewegten Gefilde der Kindheitsträume, die Erinnerungen an hell-dunkle Jugendjahre so zart und wahr, so eindringlich und ungeschminkt zu erschließen, wie es Reinhart mit seinen *Waldvogelzute*-Geschichtlein getan hat!

ALFRED SCHAER

Verantwortlicher Redaktor: Prof. Dr. E. BOVET.

Redaktion und Sekretariat Bleicherweg 13. — Telephon 77 50.